

# Die Alten von Woodstock

Die Junkies der Siebziger kommen in die Jahre. In einem Wohnheim in Den Haag dürfen sie harte Drogen konsumieren — vermutlich bis an ihr Lebensende.

Wenn Den Haag noch in Dunkelheit liegt, morgens um halb sechs, ist die Nacht zu Ende in Woodstock. Die ersten Heimbewohner strömen in die Eingangshalle, vorbei an dem verwaisten Billardtisch und der Jukebox; ein humpelnder Mann mit ausgezehrtem Vogelgesicht, ein anderer mit tief in die Stirn gezogener Kapuze, eine Frau im Morgenmantel mit verquollenen Augen. Getrieben von einer unsichtbaren Kraft, streben sie die Rollstuhlrampe nach oben einer Tür entgegen: Die „Medication“ — Medikamentenausgabe — öffnet um sechs Uhr, ist dort zu lesen.

Als der Nachtpfleger Barrit aufschließt, ist das Grüppchen zu einer Traube stummer Menschen angewachsen. Gierig schlucken sie bald ihre Rationen, manche 15 Pillen auf einmal. Gerrit händigt die Ersatzdroge Methadon und Beruhigungsmittel aus, außerdem individuell das, was ältere Menschen benötigen: Tabletten gegen zu hohen Blutzucker, Herzbeschwerden, Bluthochdruck.

Alle hier nehmen zusätzlich noch Drogen. „Aber die müssen sie selbst besorgen, wir dulden nur den Konsum“, erklärt der Nachtpfleger. Einige der Junkies kennen er schon seit der Jugend. „Früher waren wir alle in den gleichen Discos und Kneipen unterwegs, da gab es hier manchmal überraschende Wiedersehen“, sagt er. Er deutet auf die Bewohnerliste neben der Rezeption: 36 Namen, Zimmernummern, Geburtsdaten. Die späten Fünfziger überwiegen, die Jüngste, die Frau im Morgenmantel, ist 1967 geboren.

Für sie alle ist Woodstock ihre letzte Bleibe — das einzige Altenheim der Welt, in dem harte Drogen kein Tabu sind, gedacht für Menschen, deren Körper schon mit Anfang 50 verbraucht ist wie der von 70-Jährigen. Mindestens zehn Jahre schwere Abhängigkeit, mehrere erfolglose Therapieversuche: Alle hier sind hoffnungslose Fälle.

Die Niederlande sind Vorreiter. Das European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction sieht in einer Analyse aus dem Jahr 2010 eine neue Herausforderung auf die europäische Gesellschaft zukommen, weil die Woodstock-Generation in die Jahre kommt.

Acht Uhr, Arbeitsverteilung in der Halle. Ergotherapeut John liest vor, zehn Jun-

kies heben nacheinander die Hände: Haus putzen, Straße fegen, Küchendienst. Mittags müssen die Bewohner bekocht werden, außerdem ist heute „Restauranttag“ — abends kommen die Leute aus dem Viertel zum Essen.

„Drei Stunden arbeiten reicht, mehr überfordert unsere Leute“, sagt der Ergotherapeut. Dreimal die Woche darf arbeiten und so etwas Geld dazuverdienen. Sozialhilfe eingerechnet, können die



Woodstock-Patient Akerboom, musizierende Heimbewohner: „Mit dem Erhalt des Schlüssels

meisten dann monatlich etwa 300 Euro für Drogen ausgeben.

Die Eingangshalle hat sich gefüllt, vier Männer spielen in einer Ecke Karten, ein fünfter wirft die Jukebox an, Toto, „Hold the Line“. Er tanzt einsam, die Hose schlabbert um die konturlosen Hüften. Bald gesellt sich eine Blondine mit strähnigem Haar zu ihm, lässt ihren Rollstuhl von einem Rad aufs andere hüpfen.

Der Mann mit dem Vogelgesicht hat sich fürs Putzen entschieden. Er reicht die knochige Hand zum Gruß: Aad Mer-

boom, 53 Jahre. Der grün-gelbe Schal um seinen Hals stammt von seinem Club ADO Den Haag. Vor 40 Jahren habe er dort als Talent gegolten, er spielte sogar gegen die Jugendauswahl von Real Madrid. Dann mit 14 die erste Dosis Heroin, der Absturz. Einbrüche, Dealen, oft Gefängnis, fünf Jahre insgesamt. Hier nennen sie ihn den Vogelmann, weil er im Gartenhaus Tauben züchtet.

Heute, nach der Arbeit, wird Akerboom 40 Euro beisammenhaben, genug für ein Gramm Heroin. Er kenne den besten Dealer von Den Haag, sagt er. Deshalb — und weil er als ehrliche Haut gelte — hätten die anderen ihm früher immerzu ihr Geld in die Hand gedrückt. „Ich habe die Tauben vernachlässigt. Heute mache ich das nicht mehr“, sagt er.

Guter Stoff ist schwer zu bekommen, der Großteil ist gestreckt, macht nur Kopfweh statt Kicks. Akerbooms Heroin aber erinnere an das legendäre „China white“, schwärmt er, das man in den siebziger

Jahren in den Hinterzimmern der Chinatown Amsterdams für wenige Gulden kaufen konnte.

Akerboom könnte hier sicher viel Geld verdienen. Aber Dealen ist im Woodstock verboten, es ist eines der drei Gesetze des Hauses. Außerdem: keine Prostitution auf den Zimmern, keine Gewalt. Akerboom hat sich immer daran gehalten. „Ich habe Prinzipien“, sagt er und lächelt. Wer gegen die Grundregeln verstößt, muss raus — zurück in die Obdachlosigkeit, aus der sie alle einst gekommen sind.

„Mit dem Erhalt eines Schlüssels hier verabschiedet sich ein Junkie von der Idee, jemals clean zu werden“, sagt Nils Hollenborg, der ärztliche Leiter der Institution. Denn wo die tägliche Versuchung lockt, bricht auch der stärkste Wille.

Therapie in dem Sinne, wie die Suchtmedizin sie versteht, findet nicht statt im Woodstock, die Ziele seien andere, so Hollenborg: die Gesundheit stabilisieren und den Tagen eine Struktur geben. Dadurch vermindere sich der Drogenkonsum schon kurz nach der Aufnahme erheblich, das sei eine der wertvollen Erfahrungen des Experiments.

Sechs der Bewohner sind aus Kostengründen auf Alkohol umgestiegen. Das Bier kostet 15 Cent pro Dose, die Mitarbeiter verwalten den Vorrat — nicht mehr als zehn Dosen pro Tag, so die Abmachung.

Einer von ihnen war René, der am vorletzten Freitag starb. Hose, Sweatshirt, Haare: Alles an ihm war schwarz, auf den Fingern hatte er die Buchstaben „PUNK“



verabschiedet sich ein Junkie von der Idee, jemals clean zu werden“

eintätowiert. In seinem Zimmer hängt noch ein Foto, das ihn mit seinem zehnjährigen Sohn vor dem eigenen Haus zeigt: roter Klinkersteinbau, mit Mountainbikes und Drachen, beide strahlen.

Nicht die harten Drogen, erst der Alkohol brachte René an den Rand des Todes — vor einem Jahr gaben die Ärzte ihm noch drei Monate. Der Schnaps hatte Leber und Gehirn zerstört, er stammelte Unzusammenhängendes, die Hände zitterten. Dass er es noch so lange schaffte, lag am „Heroinprogramm“, sagt Hollen-

borg: kostenlos harter Stoff gegen das Versprechen, nicht mehr zu trinken. Er wurde zugewandter, sprach klarer — doch dann trank er wieder.

Halb eins mittags. Johan den Dulk, der Gründer von Woodstock, sitzt im Büro des Pflegeleiters. Jede Woche kommt er auf Stippvisite. Woodstock ist das Projekt seines Lebens. Bis vor neun Monaten leitete er das Haus selbst, dann stieg er ins höhere Management des Verbunds psychiatrischer Dienstleister auf, dem Woodstock gehört. Die Bewohner nennen seinen Namen voller Ehrfurcht.

Vor 15 Jahren hatte der passionierte Streetworker die Vision von Woodstock entwickelt. Damals beobachtete er, dass die Älteren zunehmend Schwierigkeiten hatten, die vielen hundert Gulden täglich zu beschaffen, die sie brauchten. Auch traten die Folgekrankheiten ihres Drogenkonsums in den Vordergrund: Lungenkrankungen, Leberschäden, HIV. „Ich sprach mit Politikern und Institutionen

gehen. Die Initiatoren versprochen, bei Problemen „rasch den Stecker zu ziehen“.

Den Langzeit-Junkie Aad Akerboom kannte den Dulk damals schon lange. Und spätestens als die Sache mit dem Bein passierte, wusste er, dass er sein Modellpatient für Woodstock sein würde.

Nach einer Infektion hatten sich Bakterien bis in Akerbooms Oberschenkelknochen gefressen, das Bein hätte er fast verloren. Folge: Hüftgelenksarthrose — Akerboom lebt seither mit ständigen Schmerzen. Immer wieder hatte er den Entzug versucht, anfangs motiviert durch den Traum vom Profifußball, später nur noch, weil die Mutter und die Geschwister ihn bekneten hatten. Für den Dulk war klar: Akerboom würde es nie schaffen.

Als Woodstock im Dezember 2008 bezugsfertig war, ging den Dulk Akerboom auf den Straßen von Den Haag suchen. Er fand ihn in einem Männerwohnheim. „Es ist so weit“, sagte er ihm.

Akerboom packte seine wenigen Sachen. Die ersten Wochen waren chaotisch. Sie mussten Regeln für das Zusammenleben von Menschen finden, die seit Jahrzehnten jeder Gemeinschaft entwöhnt waren, die gewohnt waren, ihre Mitmenschen auszunutzen, zu betrügen und zu bestehlen. Die Junkies selbst gaben wertvolle Anregungen, ohne ihre aktive Unterstützung wäre das Projekt längst gescheitert.

„Und das Schönste ist: Die Kriminalität in der Gegend ist sogar zurückgegangen“, sagt den Dulk stolz. Das Dealen, nur 200 Meter vom Heim entfernt, toleriere die Polizei im Interesse der Heimbewohner.

Fünf Uhr nachmittags, die Nachbarn aus dem Viertel kommen zum Abendessen. Es gibt Hutspot mit Rindfleisch, ein Nationalgericht auf Kartoffelbreibasis. Die zwölf Tische im Woodstock-Restaurant sind voll besetzt. „Zwei Euro fünfzig für drei Gänge, das gibt's nirgendwo sonst“, sagt Edgar von nebenan. Er hat die Petition unterschrieben, die fordert, dass Woodstock auch nach Ablauf der dreijährigen Probephase fortbesteht.

Psychiater Hollenborg zweifelt nicht daran, dass die Zukunft gesichert ist. „Das Modell macht nicht nur in den Niederlanden die Runde, wir werden auch von Delegationen aus dem Ausland besucht. Auch aus Deutschland.“

21 Uhr. Aad Akerboom hat auf seinem Zimmer zwei Pfeifen Heroin geraucht. „Oft spüre ich nichts, nur das Verlangen wird schwächer“, sagt er. 0,3 Gramm brauche er zurzeit, vor einigen Monaten waren es 4.

Sein Zimmer, sauber und aufgeräumt, strahlt Bürgerlichkeit aus. Er liegt auf einer samtigen Récamiere, an der Wand stehen in einer beleuchteten Glasvitrine gerahmte Familienfotos. „Hier ist meine Heimat, hier will ich 90 werden“, sagt er.

Bis dahin hat er noch 37 Jahre vor sich.

BERNHARD ALBRECHT